

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 60 (1956-1957)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Romanze in Marseille. Teil 10  
**Autor:** Kilian, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664445>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Romanze in Marseille

Sie schritten selbender durch die Canebière, und nur einmal blieben sie stehen, als an einer Strassenecke ein alter blinder Mann mit geneigtem Kopf auf seiner Ziehorgel eine übermütige Melodie spielte. Zwei kleine Mädchen konnten ihre Glieder plötzlich nicht mehr im Zaum halten und begannen zu tanzen. Und einige Frauen standen herum, ein paar Männer und Kinder — und sie alle lachten sorglos, während der Blinde seiner Orgel einschmeichelnde Tonfolgen entlockte und die Mädchen mit lachenden Gesichtern dazu tanzten. Und Martin und Simone schauten sich an, staunten sich an, lächelten ebenfalls und gingen weiter. Sie kamen unversehens in eine stillere Nebenstrasse mit Budiken, Läden, Bistros und finsternen Eingängen in düstere Häuser. Der Lärm der Canebière veräuschte hinter ihnen.

«Ich kanns noch nicht glauben, dass wir jetzt zusammen spazieren», sagte Martin endlich, und er fand seine Worte, während er sie aussprach, unsäglich banal.

Aber Simone lächelte zu ihm auf, denn er war ein hübsches Stück grösser, blickte wieder weg und antwortete: «Wirklich?»

«Ja! Den ganzen langen Tag habe ich an Sie gedacht und nicht geglaubt, dass Sie kommen würden . . . Ich war doch so — wie soll ich sagen — so anmassend (er sagte arrogant) gestern abend.»

«Ich wollte auch nicht kommen — ich wollte Sie sitzen lassen . . .» Sie lachte.

«Und Sie sind trotzdem gekommen! Sie dachten an mich?» Seine Ausdrucksweise liess sehr zu wünschen übrig, doch sie hemmte ihn wunderbarer Weise nicht in seinen verwegenen Satzbildungen.

«Ein wenig», sie lachte vergnügt und empfand es im höchsten Grade abenteuerlich und aufregend, dass sie nun neben dem grossen, helläugigen Burschen herging, diesem Fremdling, den ihr Vater ins Haus geschleppt hatte, der sie immerwährend angeschaut, dessen Bitten und Drängen sie geduldet und erhört hatte. Nicht mit Worten wäre für sie

auszudrücken gewesen, was sie innerlich bewegte. War's denn bloss Neugier? Das hatte sie sich nämlich eingeredet, die Neugier, diesen Fremden nochmals zu sehen. Verwirrend war dieser Widerstreit der Gefühle, dieses Hingezogenwerden und im gleichen Atemzug die Abwehr. Und zudem war es auch lustig, jetzt neben dem Stürmisch-Schüchternen zu gehen, der nicht müde wurde sie anzustauen, sie anzustrahlen, sie gewissermassen anzulieben.

Martin fiel das «anlieben» in der Tat leichter als das reden, und er glaubte doch reden zu müssen! Doch ein übervolles Herz bringt die Zunge auch zum Verstummen, nicht nur zum Ueberfliessen.

«Haben Sie gut geschlafen?»

Sie nickte, und das kaum merkliche Zucken in ihren Mundwinkeln machte ihn plötzlich wieder dumm. Wie konnte er nur so einfältig fragen! Wenn sie nun von ihm wissen wollte, ob er auch gut geschlafen habe? Und in welchem Hotel? Niemals würde er ihr doch verraten können, dass sein nächtliches Lager der nackte Erdboden hinter einem Zaun und unter Sträuchern gewesen war.

«Und ihr Vater?»

Sie wurde verlegen, und nach einer kleinen Pause antwortete sie: «Er ist wieder gesund.» Für sie war seine Trunkenheit offenbar eine Krankheit.

«Er spricht ein fehlerloses Deutsch», lenkte Martin ab, «er spricht es viel besser als mein Freund und ich, und der Freund ist doch ein Deutscher!»

Simone antwortete ernsthaft: «Ja, das muss er auch können.» Und stolz fügte sie hinzu: «Mein Vater ist sehr klug. Er war Professor für deutsche Sprache und Literatur. Er hat auch lange in Deutschland gelebt. Hat er Ihnen nicht davon erzählt?»

«Doch! Er sprach von Deutschland, und er war dort auch in Gefangenschaft, nicht wahr?»

«Und früher hat er in Deutschland studiert — in Göttingen und dann in Berlin . . .»

«Ja, wir waren überrascht. Und wir waren sehr unwissend. Sogar einen Vers von Hölderlin hat er

rezitiert, ich habe ihn schon wieder vergessen, ich kann keine Verse behalten. Das war komisch — in der Spelunke!» Er blickte sie erschrocken an und wurde verlegen.

«Ich weiss schon», sagte sie, «wenn er trinkt, macht er keine Unterschiede. Aber er ist nicht schlecht! Das kommt immer über ihn wie ein Verhängnis. Mama leidet seit Jahren schrecklich darunter — hoffnungslos. Es hat keinen Sinn, es ist wie eine Krankheit.»

Martin wollte von diesem unerquicklichen Thema loskommen, doch er hatte einen neuralgischen Punkt berührt, denn Simone fuhr eifriger fort: «Manchmal ist er einige Wochen lang ganz gesund und der beste und liebste Mensch — und dann auf einmal, von einer Stunde zur anderen, kommt es wie ein Unheil über ihn. Und wir sind ratlos, wissen nicht, wo er sich herumtreibt, ach, es ist zu traurig, ich mag nicht daran denken.»

«Schon lange?»

Sie nickte und schaute ihn mit einem eigentümlichen, reifen Ernst an. «Meine Mama ist überzeugt, dass der Krieg die Schuld trägt — und die Gefangenschaft. Er will ihr doch gar keinen Schmerz zufügen, er leidet selbst am meisten, doch er kann nicht anders, plötzlich kommt er nicht mehr nach Hause und bleibt zwei drei Tage fort, manchmal noch länger.»

«Und wo arbeitet er denn jetzt?»

«Er ist Lehrer an einer Privatschule und wird schlecht bezahlt.» Sie hob resigniert die Achseln. «Ich weiss nicht wie lange noch, wir wissen es nie. Kaum ein Jahr sind wir in Marseille oder nicht einmal. Und vorher waren wir in Montpellier, nicht einmal ein halbes Jahr . . . Und in Perpignan, in Toulouse, ich weiss es selber nicht mehr. Und wie lange bleiben wir hier? Manchmal dauert es länger, manchmal weniger lang. Mama möchte endlich irgendwo zu Hause sein . . .» Sie blickte auf. «Doch wozu davon reden! Schauen Sie dort — die Kathedrale!»

Wuchtig erhob sich vor ihnen der riesige Kuppelbau der Kathedrale; graues Gestein, regenverwaschen, düster und bedrückend ragten die Mauern auf. Taubenschwärme flatterten und kreisten.

Darum also die Aermlichkeit in Simones Heim! Und darum die Rastlosigkeit ihres Vaters, die Schwermut und Trauer ihrer Mutter.

«Und er weiss es, dass wir uns jetzt gefunden haben?» Sein Interesse für die Kathedrale war gering.

«Oh, nein!» rief sie erschrocken. «Sie wissen es nicht, niemals dürfen sie das wissen! Niemals würden sie es billigen.»

Sie wandten sich der Terrasse zu und blickten auf das Bassin de la Joliette und den riesigen neuen Hafen. Und wie Krähen auf einem Zaun sitzen, bevor sie gemeinsam den Flug zum nächtlichen Horst antreten, so sassen auf der langen Mauerbrüstung die schwarz gekleideten Marseillanerinnen im milden Licht der langsam scheidenden Sonne. Viele Frauen waren hier abseits des geschäftigten Lärms, um ihren Kleinen die Brust zu geben. Die Säuglinge lutschten hörbar und hatten die milchweissen Brüste, die aus dem schwarzen Gefängnis des Kleides befreit worden waren, mit ihren winzigen Patschhändchen umfasst. Die jungen Frauen nährten ihre Kleinen, die alten schwatzten oder blickten schweigend vor sich hin. Der Verkehr war hier gering, und es schien, als forderte die ernste Kathedrale das Schweigen.

Und Stille kam vom Meer, das sich vor ihren Augen endlos dehnte und fern sich mit dem Himmel zu vereinen schien. Die sinkende Sonne bestrahlte feurig den weiten Küstenkranz der kahlen Kalkfelsen. Zwei Schiffe waren zu sehen, die den Hafen verlassen hatten; das eine befand sich schon weit draussen auf der glitzernden Wüste des Wassers und zog eine silbrig schimmernde Furche; das andere kam langsam in Fahrt, es war ein langer, schwarzer Kahn mit einem rostfarbenen Stummelkamin.

#### 14.

Jetzt war Martin den geheimnisvollen Fügungen seines Schicksals wieder dankbar. So und nicht anders hatte sich alles ineinander verzahnen müssen; schon lange, glaubte er nun zu wissen, war ihm vorbestimmt, dass er an diesem Tag und zu dieser Stunde mit Simone bei der riesenhaften Kathedrale in Marseille stehen würde. War es am Ende doch so, dass kein Blatt fallen durfte, ohne das Wissen eines allmächtigen Gottes? Zu solchen tiefsinnigen Gedanken wurde er angeregt durch die Nähe des Mädchens.

Ihre Gegenwart und körperliche Nähe zu spüren und auf die unendlich schimmernde Wasseroberfläche zu blicken, die uferlos schien und doch durch fremde Gestade begrenzt wurde — dies genoss er und kostete es aus. Und es erfüllte ihn mit innerem Frohlocken, dass er sich damals, vor

Monaten (wie grenzenlos weit schien jene Zeit im Vergangenen zu liegen!) von einer Stunde auf die andere entschlossen hatte, die Mutter und seine Geschwister zu verlassen, dem unwiderstehlichen Drang seiner Sehnsucht zu folgen, vom Ungewissen sich verlocken zu lassen, das Abenteuer nicht gerade zu suchen, aber insgeheim doch von ihm blaue Wunder zu erhoffen.

Er wandte sich Simone zu und ihre Augenpaare trafen sich wie unter einem Zwang. Sie kamen in Verlegenheit, fühlten sich im Innersten bewegt und betroffen. Noch nie hatte Martin dieses erregende Beben in sich gespürt, das wie die Grundwellen in einem tiefen Strom in ihm aufstieg. Doch als sie sich von der Brüstung abwandten und sich zufällig mit den Händen berührten, da zuckten sie zusammen, als hätten sie Feuer berührt. Sie lachten überrascht, hätten sich am liebsten umhalst, es wäre gewiss das allernaheliegendste gewesen, aber wie alles Naheliegende nicht leicht auszuführen, noch nicht.

Sie schlenderten langsam über die Esplanade de la Tourette hinunter, und Martin sagte, indem er seine Worte bedachtsam wählte: «Ich kann es noch nicht ganz begreifen, dass Sie gekommen sind, Simone . . .»

Sie blickte ihn überrascht an; er hatte ihren Namen ausgesprochen.

«Es ist nicht selbstverständlich», fuhr er fort, «Sie kennen mich nicht. Ich könnte ein Mädchenhändler oder Strassenräuber sein!»

«Ja, ein Räuber!» lachte sie übermütig. «Wunderbar — ein Räuber! Mädchenhändler verabscheue ich. Könnten Sie denn mit Mädchen handeln — einkaufen und mit hohem Gewinn wieder verkaufen?» fragte sie arglos und in ihren Augen funkelte der Schalk.

«Ich weiss nicht . . . ich besitze doch keinen Funken kaufmännisches Talent», er machte ein beklagenswertes Gesicht, «und mit Mädchen Handel treiben — nein! Niemals! Dann schon lieber Kurzwaren . . . doch im Ernst, Simone, in dieser Stadt wimmelt es von Gesindel. Warum vertrauen Sie ausgerechnet mir? Ich bin doch ein Fremdling, ein Hergelaufener.»

Sie hob die Achseln, blickte ihn dann mit ihren glanzdunklen Augen forschend an und antwortete: «Mein Vater ist zwar ein armer Mann, und vielleicht halten Sie nicht viel von ihm, aber er hat einen guten Blick für die Menschen — und Mädchenhändler oder Räuber bringt er nicht nach Hause, nein, niemals — auch wenn er noch so be-

trunken wäre.» Sie errötete, senkte die Augen, wandte sich ihm sofort wieder zu und fuhr fort: «Sie sind sicher ein guter Räuber! Sie haben ein edles Räuberherz — ja?»

Das war ein Kompliment mit Widerhaken. Er sagte: «Für Sie, Simone, möchte ich schon gern ein edles Herz, ein edles Räuberherz besitzen . . .»

Sie blickte ihn erheitert an. «Oh, vous me plaisez!» Ihre Augen blitzten wieder. «Erzählen Sie mir jetzt etwas anderes. Klären Sie mich bitte auf oder schwindeln Sie mir etwas vor! Ich weiss nicht einmal wie Sie heissen! Sie müssen sich wirklich vorstellen, sonst verdächtige ich Sie!»

«Ach ja! Martin heisse ich — Martin Anderegg. Das muss komisch klingen in Ihren Ohren.»

Langsam formte sie seinen Namen, wie ein aufmerksames Schulmädchen. Die weiche Modulation ihrer Aussprache empfand er wie eine Liebkosung. Seinen Geschlechtsnahmen indessen, den gut schweizerischen, ihm überliefert von Bauern, die einst irgendwo in der hügeligen Ostschweiz an der Egg gehaust und dort ihre Grütze aus der irdenen Schüssel gelöffelt hatten, diesen Namen also malträtierete sie dermassen, dass er nicht mehr zu erkennen war und alle seine Vorfahren sich im Grabe umgedreht haben würden, wenn sie ihn aus dem schönen Mund der welschländischen Tochter hätten vernehmen müssen.

«Wunderbar haben Sie das gesagt, Simone! Bitte noch einmal!»

«Martin» wiederholte sie langsam und lachte auf. «Martin — den anderen Namen gebe ich auf. Sie lachen ja!» Und schnell fügte sie hinzu: Ausserdem ist er überflüssig.»

«Ja, für uns ist er überflüssig, ganz und gar. Eigentlich ist es gleichgültig, wie man heisst, für uns ist es ganz und gar gleichgültig. Aber sonst wäre man ohne Namen schlimm daran. Man würde nicht existieren, wäre ein Niemand. Für mich sind Sie Simone — ich mag diesen Namen, ich liebe ihn!» Er musste seine Zunge hüten, denn beinahe wäre ihm noch ein anderes Bekenntnis entschlüpft, und in der fremden Sprache war das leichter auszusprechen als in seiner eigenen; federleicht schien es ihm sogar — die Worte lagen schon auf der Zunge, wollten hörbar werden. Er hatte diese Worte in seiner Welschlandzeit schneller erlernt als viele andere, fast mit dem Grüssen und um Brot bitten.

«Es ist ein Name wie jeder andere», sagte Simone leichthin, «aber sagen Sie mir jetzt — Martin, werden Sie lange in Marseille bleiben?»

«Ich weiss nicht ... Vielleicht? Wenn ich Arbeit finden könnte. Ja, ich möchte hier bleiben.» Er wollte noch etwas hinzufügen, besann sich indessen und sagte: «Wir wurden heute überall abgewiesen. Die Ausländer sind nicht willkommen, wenn sie Arbeit suchen. Möchten Sie gern, dass ich bleibe, Simone?»

«Welche Frage! Ich weiss nicht ...» Sie blickte ihn verdutzt an. «Sie ist schön», dachte er. Wie leicht und graziös sie neben ihm herschritt, er kam sich wie ein Tanzbär an einer unsichtbaren Kette vor. Sie trug ein mit grossen, stilisierten Blumen bedrucktes Sommerkleid; der dünne Stoff schmiegte sich an ihren schlanken Körper. Ihre Arme waren braungebrannt und ein zierliches Kettlein schmückte ihr rechtes Handgelenk. Um den Hals trug sie eine kurze Kette aus erbsengrossen, opalenen Kügelchen. Alles an ihr war einfach und wirkte doch ungewöhnlich fremdartig auf ihn ein. Simone kleidete sich wie zahllose andere Mädchen in ihrem Alter und doch glaubte er aus tiefer Ueberzeugung, dass sie mit allen anderen niemals zu vergleichen gewesen wäre.

«Ich möchte schon gern hier bleiben und Arbeit finden», begann er von neuem und strahlte sie an, so dass seine Augen ihr verrieten, was er vorhin zurückgehalten hatte.

«Vielleicht werden Sie Arbeit finden, Martin, wenn Sie Geduld haben. Ich möchte es für Sie wünschen.»

«Und für sich wünschen Sie es nicht?»

Wieder blitzten ihre Augen ihn schalkhaft an. «Sie wollen zuviel von mir wissen! Man darf doch nicht alles so bald schon wissen — in der ersten Stunde!»

«Ich möchte bestimmt bleiben», sagte er, «noch oft möchte ich Sie sehen!»

Sie lachte und spielte mit ihrem Armschmuck.

«Gefällt es Ihnen?» Sie hob ihren Arm und hielt ihm das feine güldene Kettlein vor die Augen. Er wagte es nicht, ihre Hand zu ergreifen.

«Um die Wahrheit zu sagen: mir gefällt alles an Ihnen, Simone!»

«Nein, nicht so!» Eine Unmutsfalte bildete sich zwischen ihren Brauen. «Jetzt schmeicheln Sie mir zu stark, das ist nicht gesund. Ich meine doch die Kette! Sie ist von meinem Papa.»

«Er muss Sie sehr lieben, ich dachte es schon gestern.»

«Ja, er liebt mich — und trotzdem ... Sie wurde nachdenklich. «Wenn er mich liebt, warum macht er dann Mama so unglücklich? Warum

trinkt er? Warum will er nirgends sesshaft werden? Immer sind wir unterwegs wie Zigeuner. Er könnte doch Professor an der Sorbonne sein!» Sie ereiferte sich. «Er schlägt sich lieber mit diesen reichen Dummköpfen in Privatschulen herum. Er lässt sich demütigen — nur um zu trinken und in den Schmutzvierteln des Alten Hafens herumzustreichen. Oh, ich mag doch nicht davon reden, verzeihen Sie.»

«Wenn Ihr Papa nicht in den Schmutzvierteln herumstreichen würde, dann hätte ich Sie wohl niemals kennen lernen dürfen, Simone ...»

Sie blickte ihn überrascht und dann unwillig an. «Was sagen Sie? Wie egoistisch! Papa verdreht auch immer alles zu seinen Gunsten.» Sie musste lachen. «Ach, man kann Ihnen nicht einmal böse sein ...»

Sie war sehr vergnügt, geradezu zum Hüpfen und Tanzen aufgelegt, worüber sie sich selbst am meisten wunderte. Und er gefiel ihr, sie wusste nicht warum. Bis zur letzten Minute hatte sie gezögert. Wozu sich mit einem wildfremden Menschen treffen, einem Ausländer, einem Fremden? Sie wusste nicht, wie das alles gekommen war. Aber die Place de la Bourse lag an ihrem Weg; der Versuchung, ihn wenigstens zu beobachten und ihn zu sehen, konnte sie nicht widerstehen. Zwei Wesen hatten in ihr gestritten und geschwankt, oder vielmehr war es so gewesen, dass die eine Simone in ihr den Weg nach Hause fortsetzen und die andere bleiben und ihn begrüssen wollte, der dort unruhig nach ihr ausspähend hin und hergeschlendert war. Und jetzt empfand sie dieses Nebeneinandergehen wunderbar. Und eigentlich sagten sie sich nun nicht, was sie sich hatten erzählen wollen, diese wichtigen Dinge, die jungen Menschen so unerhört einmalig erscheinen und es auch sind. Sie tauschten Nichtigkeiten aus, es war wie ein Spiel mit Worten.

Mittlerweile hatten sie das düstere Fort St. Jean hinter sich gelassen. Sie bemerkten die Menschen kaum, an denen sie vorübergingen; die Legionäre, die gelangweilt dem Alten Hafen zubummelten oder von dort kamen; die Arbeiter, die nach Hause eilten; die Autos, die vorüberflitzten, die Strassenbahnwagen, die vollgestopft mit Menschen, schleiften und rasselten und deren Stromgeisseln Funken schlugen. In den kleinen Bars standen die Männer an den Theken und üppig gepuderte und geschminkte Frauen sassen hinter ihren Absinthgläsern, geduldig auf Männer wartend.

(Fortsetzung folgt)